Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. April 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Ein Ende und ein Anfang

E. B. Am gleichen Tage, am 18. April 1946, fanden zwei denkwürdige Sitzungen statt: Während in Genf die letzte Sitzung des Völkerbundes stattfand, in welcher diese einstmals so vielversprechende und glanzvoll eröffnete Institution ihr stilles Ende fand, wurde im Friedenspalast im Haag in feierlichem Rahmen der Internationale Gerichtshof (das internationale Schiedsgericht) wieder eröffnet mit den Richtern, welche vor kurzem von den Delegierten der „Vereinigten Nationen" gewählt worden sind. „Der Friedenspalast hat keinen Schaden gelitten, trotzdem in der Stadt ganze Quartiere in Trümmern liegen", heißt es in der kurzen Notiz, welche von dieser Eröffnung aus dem Haag meldet. Ein Gleichnis dafür, daß die Idee des Friedens, die allein verwirklicht werden kann, wenn wahrer Rechtsspruch an Stelle von Macht und Gewalt Spannungen zu lösen im Stande sein wird, „keinen Schaden gelitten hat", das heißt, lebendig geblieben ist und zu neuer Wirksamkeit kommen soll, trotzdem nicht nur ganze Stadtquartiere im Haag, sondern ganze Länderstrecken Europas in Trümmern liegen.

Der Völkerbund hat politisch versagt. Er ist, da Amerika abseits blieb und später auch Rußland ausgeschieden war, nie ein wirkliches Weltparlament gewesen, wie man ihn so gerne nannte. Und wäre er es auch gewesen, so hätte er, da er von Anbeginn an machtlos gegen Agressionen war und weder China noch Abessinien beizustehen imstande war, als Japan in der Mandschurei und Italien in Abessinien „eroberten", den Frieden der Welt doch nicht sichern können. Auf sozialem Gebiete waren dem Völkerbunde manche Erfolge möglich, was weniger in Erscheinung trat, als sein Mißerfolg. So waren z. B. die internationalen Konventionen zur Bekämpfung des Mädchenhandels sehr wirksam, und auch der Kampf gegen den Rauschgifthandel schien erfolgreich zu werden, ehe Japan China mit Krieg überzog und als eine seiner perfidesten Waffen den Opiumgenuß in China systematisch verbreitete. Auch die imposante und arbeitsfähige Institution des Internationalen Arbeitsamtes ist Schöpfung des Völkerbundes und diese wird, gestützt durch die „Vereinigten Nationen", ihre weltweite Arbeit mit neuem Elan weiterführen.

Der Völkerbund hat versagt, heißt es; aber nicht er, dessen Zielsetzung die Sicherung des Friedens durch internationale kontrollierte Abrüstung war, hat versagt, sondern die Staaten und ihre Regierungen, vorab die Großmächte. Die Mentalität ihrer Vertreter hatte sich nicht geändert; sie waren es, die eine neue Ordnung der internationalen Eintracht immer wieder sabotierten.

Der Völkerbund hat zu existieren aufgehört, die „Uno" tritt sein Erbe an, sein Erbe an Ideen und an irdischer Habe. Bereits hat die „Uno" den Völkerbundspalast in Genf praktisch übernommen. Der Sitz der Vereinigten Nationen wird in den USA. sein, aber es ist anzunehmen, daß diese gewaltige Organisation etlicher Dezentralisation bedarf und daß in dem so unsympathisch prunkvollen Gebäude in Genf nach den Jahren der Erstarrung nun bald wieder emsige und hoffentlich erfolgreiche Arbeit getan werden kann. Bis zum Jahresschluß soll, so hört man, das Internationale Arbeitsamt aus seinem Kriegs-Exil in Kanada wieder nach Genf zurückkehren.

Wenn mit der gleichen Intensität an der Sicherung des Friedens gearbeitet würde (und werden könnte), wie zur Zeit in allen Großstaaten an der Entwicklung der Atomenergie gearbeitet wird, so wären wir auf guten Wegen. Im Wettlauf kann die Technik durch wissenschaftliche und praktische Arbeit (Atombombe) den Geist (Idee des Friedens) überholen — aber solch ein Sieg wäre Niederlage und hinter einem jeden solchen Siege bliebe den Siegern und den Besiegten nur eines übrig: der neue Versuch, die Idee des Friedens zu verwirklichen.

Wir Frauen und die Wirtschaftsfragen

E. B. Wenn man uns so oft und immer wieder von den „natürlichen Frauenberufen" spricht und damit diejenigen der Gattin und Mutter, der Pflegerin und Erzieherin, der Fürsorgerin und Hauswirtschafterin meint, kurzum alle Beschäftigung, die mit dem Menschen und seiner Behausung zu tun hat, dann glaubt man etwas in Ordnung gebracht zu haben: dem weiblichen Geschlechte sei sein Platz im Leben angewiesen, es müßten eigentlich die so zahlreich vorhandenen Vertreterinnen dieses Geschlechtes nur die Einsicht haben, daß sie diese Straße ziehen sollten — und eine ganze Menge von Unannehmlichkeiten, wie z. B. die Angst der Männer vor der weiblichen Konkurrenz, die Unbefriedigtheit der Frauen in mancher Berufsarbeit würden dahin fallen. Es ist immer wieder erstaunlich, daß solche naive und gedankenlose Vorstellungen in vieler Leute Köpfe spuken, wenn vom Platz der Frau im Wirtschaftsleben die Rede ist. Sie halten sich für klug und weise, „lösen" auf ganz einfache Weise schwere Konflikte und haben vom Wirtschaftsleben, von diesem vielfach verschlungenen Gefüge, keine Ahnung.

Im Zeitpunkt, da die Basler Mustermesse sich anschickt, ihre Tore zu öffnen, wollen wir uns wieder einmal klar machen, wie stark und vielfältig auch wir Frauen mitbeteiligt sind an dem allem, was sich unter dem Sammelnamen Wirtschaftsfragen summiert, wie sehr die Mitarbeit der Frau unerläßlich ist und wie sehr sie beteiligt ist bei all dem Einsatz an Wissen und Geist, an technischem Können und handwerklichem Fleiße.

Vierfach verschieden hat die Frau praktischen Anteil am Wirtschaftsleben. In zweifacher Art gibt sie ihre Arbeitskraft, damit Werte entstehen, Dinge geschaffen werden. In zweifacher Art läßt sie ihr Geld, dies unentbehrliche Tauschmittel im Warenumsatz, in den Kreislauf der Werte einfließen, und ist in dieser wirtschaftlichen Funktion ebenso unentbehrlich, wie in derjenigen der Dinge schaffenden Berufsarbeiterin. Wie der Mann, gibt die Frau, sofern sie nicht als Hausfrau ihre familiäre Aufgabe hat, ihre Arbeitskraft für die Herstellung alles dessen, was wir an Sachgütern, an Dingen bedürfen, sowohl für das eigene Land, wie auch als Exportgut. Von den über 600 000 berufstätigen Frauen steht der weitaus größte Teil in diesem Produktionsprozeß. In der

Urproduktion

einerseits, bei der Beschaffung unserer Nahrungsmittel, soweit sie nicht industriell hergestellt werden, zählte man schon 1930 über 52 000 in Landwirtschaft und Gartenbau tätige Frauen. Wie viel mehr mögen es jetzt sein, ganz abgesehen von den Tausenden, die in ihren Pünten und Hausgärten heute, wie in den vorausgegangenen Kriegsjahren, zusätzlich Gemüse und Obst produzieren. In

Industrie und Gewerbe

anderseits stellen die Frauen der Volkswirtschaft eine große und notwendige Summe von Arbeitskraft zur Verfügung; sind doch allein in Handwerk und Industrie schon 1930 über 214 500 Frauen (von total 581 000 Beschäftigten) gezählt worden. Die Textilindustrie allein beschäftigte über 62 000 Frauen und im Bekleidungsgewerbe wurden über 98 000 Frauen gezählt.

Wie seit Jahrzehnten ist es auch heute noch: ein Drittel aller Berufstätigen in der Schweiz sind Frauen; interessanterweise ist dieser Anteil zahlenmäßig, bei allem Wandel in verschiedenen Wirtschaftsgebieten, doch immer fast gleich geblieben.

Aber Zahlen sind nur Belege. Sie geben Anhaltspunkte. Unsere Fantasie muß sie umschaffen in Leben. Und siehe: da sind in Scharen die Frauen, von denen bei angelernter Arbeit exaktes Manipulieren an Maschinen, angespannte Konzentration und unermüdliche, fleißige Arbeit eingesetzt wird; da sind die Fachkundigen, die durch eine Schule oder Lehrzeit gingen und in präziser Spezialarbeit die Welt der Dinge schaffen helfen; die Uhren- und Elektroindustrie, Webereien und Konfektionshäuser, Fabriken wie Werkstätten benötigen ihre geschickten Hände. Da sind die Meisterinnen im Gewerbestand, die Inhaberinnen der modischen Ateliers, die Heimarbeiterinnen im Bergtal und in der Stadtwohnung. Und da die Dinge nicht von selbst zu den Menschen kommen, die ihrer bedürfen, sind Verkäuferinnen und Büroangestellte auf ihren Posten, an deren Uebermittlung mitzuwirken.

Stellen die Frauen auf dem Gebiete der Produktion von Sachgütern, wie erwähnt, einen Drittel aller Arbeitskräfte, so sind sie als

Konsumenten

in noch weit bedeutenderem Maße bestimmend. Hier wird die Hausfrau aktive Mitarbeiterin auf dem Wirtschaftsgebiet. Sie wählt und kauft die Dinge, deren sie bedarf oder zu bedürfen glaubt und wirkt dadurch auf den Gang der Produktion bestimmend mit. Was der Großteil der Käuferschaft ablehnt zu kaufen, verschwindet vom Markte, wird nicht mehr hergestellt; was der Großteil wünscht und braucht, muß ihm — normale Materialbeschaffung vorausgesetzt — zugeführt werden. Manchmal ist es auch umgekehrt: an den Produktionsstätten werden immer neue Arten und Abarten der Dinge erfunden, um die Käuferin zum Kaufe anzureizen (Mode, Haushaltungsgegenstände z. B.) und eine äußerst geschickte Reklame sorgt für ständiges „in Versuchung führen" der Käuferin. Den Frauen sind solche Zusammenhänge noch viel zu unbekannt; umsomehr sind sie deshalb die Geführten statt die Führenden.

Die Hausfrauen, die den über 800 000 Haushaltungen der Schweiz vorstehen, und die Berufsfrauen, die ihren Verdienst in ihrer Eigenschaft als Käuferin wieder in den Kreislauf der Wirtschaft bringen, geben zusammen täglich Millionen aus. Ein riesiger Teil des Volksvermögens geht derart durch ihre Hände. Manche Hausfrau, die ihre Rappen und Fränklein in den Laden trägt und denkt, sie sei — und wolle dies sein — nichts als Hausfrau, und mit dem öffentlichen Leben wolle sie nichts zu tun haben (hören auch Sie es, Frau Pfarrer Wipf in Bülach!), gibt sich nicht Rechenschaft, daß sie als Verwalterin und Käuferin von Waren, als Geld-Ausgeberin am Wirtschaftsleben genau so teilhaftig und mitverantwortlich ist, wie die Geld-Einnehmerin, die Erwerbstätige.

Schaffen wir doch nicht immer wieder diesen Gegensatz zwischen Hausfrauen und Berufstätigen. Wohl ist ihre Arbeit, ihre Stellung im gesellschaftlichen Gefüge des Staates, ihr Erlebniskreis verschieden; aber immer wieder ergänzen und überkreuzen sich ihrer beider Aufgaben, im Geistigen wie im Praktischen und vor allem auf wirtschaftlichem Gebiete. Schlecht bestellt wäre es um die Stillung der Bedürfnisse der Käuferin, wenn nicht Frauenarbeit in Handel und Industrie so stark mithülfe, die ihr nötigen Dinge zu beschaffen; schlecht bestellt wäre es um die berufstätige Frau (übrigens auch um den Mann), wenn nicht in hunderttausenden von Haushaltungen die Hausfrau und Mutter für die geordnete Lebensweise des Volkes und für seinen Fortbestand Sorge trüge.

Schließlich sei noch einer wirtschaftlichen Funktion gar vieler Schweizerfrauen gedacht. Wenn die Käuferin ihr Geld für ihre eigenen Bedürfnisse ausgibt und es so der Wirtschaft zuführt, so gibt die

Steuerzahlerin

ihr Geld direkt in die öffentliche Kasse. Ob sie Einkommen oder Vermögen oder beides hat, der Staat weiß sie zu finden, denn „vor dem Gesetz sind alle Bürger gleich!" Wie sehr die Frauen in dieser Beziehung verpflichtet sind, Aktivbürger zu sein, illustriert z. B. die Tatsache, daß 1942 die alleinstehenden Frauen in der Stadt Zürich an Staatssteuern 3 884 093 Franken bezahlt haben!

Wir sehen, Geld und Ware, Elemente der Wirtschaft, sind im Leben der Frau genau so wirklich, wie im Leben des Mannes. Ob dies uns wün-

---

Nachruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Meine Freundin, die Hulda, ärgerte sich aber über mein ganzes Zeugnis. In dem ihren standen vereinzelt ein oder der andere Zweier, dazu einige krause, verschnörkelte Dreier, mehrere wenig angesehene Vierer drei verpönte, ja verbrecherische Fünfer. Hulda lachte darüber, sagte, die Schule und was damit zusammenhänge, sei ihr mehr als gleichgültig, sei ihr toute-même-chose. Sie habe schon zwei, die sie auf der Straße grüßten, und manchen, der sie gerne grüßen möchte, und sie habe auch schon Liebesbriefe bekommen, außer dem, den der Herr Jenny im Rechnungsheft gefunden. Ja, das war ein Mädchen! Von Liebesbriefen war bei mir keine Rede und von Grüßen auf der Straße auch nicht. Mich grüßten höchstens meines Vaters Lehrlinge. Und Hulda hatte so herrliche dunkelbraune Zöpfe, und ich hatte nur blonde, und dann hatte sie so lustige braune Augen. Aber daß sie mein Zeugnis nahm, es zerriß und die Stücke in das Rhododendronbeet bei der französischen Kirche warf, das hätte sie nicht tun sollen, wenn ihr doch Schule und Zeugnis so wenig sagten. Ich fragte sie, womit ich nun meinen zukünftigen Kindern einmal beweisen könne, daß ich ein so vorzügliches Abgangszeugnis besessen? Aber Hulda sagte, da pfiffe sie darauf und unsere zukünftigen Kinder gingen uns nichts an. Erst kämen wir, sagte sie.

Wir wurden zusammen konfirmiert. Aber die Stunden, die so schön hätten sein können, gingen spurlos an uns vorüber, wie die Welle im Sand. Der Prediger, dem unsere Seelen anvertraut worden, mußte kurz darauf in ein Irrenhaus gebracht werden. Ich hatte den Spruch erhalten: „Sei getreu bis in den Tod ..." Ich habe damals nicht recht verstanden, was damit gemeint sei, auch war niemand da, der mir geholfen hätte; denn meine Mutter war ein verschlossener scheuer Mensch und vermochte es nicht, über Dinge des Gefühls zu reden. So glitt auch dies herrliche Wort, dieser Leitstern der Märtyrer an mir ab.

Großmama, die Gute, hatte sich aufgemacht und war von Bern gekommen, um diesen ernsten Tag mit mir zu erleben. Sie war meine Patin und ob dem Geschenk, das sie mitbrachte, und das unter den vielen schwarzen Büchlein lag, brach ich in ein Freudengeschrei aus. Es war eine goldene Uhr an goldener Kette. Leider fiel sie, die Liebe, Bewunderte, unversehens eine Treppe hinunter, stand wohl, aber ging nicht mehr. Die Kette aber, die sein ziselierte, die noch aus Jungfer Bondelis Pult stammte, sie wird noch leben, wenn ich längst den Kampf gegen das Wort im Betragen aufgegeben haben werde, das Wort: „Schwatzt gern".

Ja, schwatzt gern, lacht gern, singt gern. Was tat ich am liebsten von den dreien? Oh, ich vergaß das vierte, das Lesen. Das war mir das allerliebste. Und was tat ich am wenigsten gern? Stricken und Staub wischen. Etwas aber gab es, das ich gerne tat, auch wenn es Mühe und Arbeit kostete, und das war, wenn ich mein Brüderchen zu betreuen hatte. Da war mir nichts zu viel und nichts zu langweilig. Ich liebte es so sehr. Sechs Paar Strümpfe habe ich ihm gestrickt, zwölf Fersen, die so schwierig waren, zwölf verwickelte Abnehmen, zwölf Beinchen, alle rechts und links. Und als alle die zwölf fertig waren, da war das Brüderlein so lang und rund, daß die Strümpfe ihm zu klein geworden. Glitzernde Tränenketten fielen darauf. Niemand hatte so recht Mitleid mit mir, im Gegenteil. Tante Beate sagte, warnend sagte sie es, daß ich aus meinem Brüderchen ein Idol machte, und daß ich das würde zu büßen haben; denn Gott wolle keine andern Götter neben sich haben. Ja, das wußte ich wohl. Aber was konnte ihm so ein kleines Kind schaden? Ich habe auch solange ich mich besinnen kann, aus denen, die ich liebte, ein Idol gemacht. Aber Menschen sollen nicht angebetet werden.

Es kam nun die Zeit der Pension. Damals ging man nach der Schule ins Welschland. Ausnahmen von der Regel waren nicht beliebt. Auch da ging es mir gut, wie es mir immer und überall gut ging. Ich bekam genug zu essen. Das war mit nichten eine selbstverständliche Sache, wie mir Hulda berichtete, die irgendwo in der Nähe hungerte. Ich lebte mit guten wohlerzogenen Menschen. Nur meine ewig schmollende Zimmergenossin machte mir Kummer. Sie brachte es fertig, einen ganzen Tag nichts zu mir zu sagen, ja zwei, sogar drei Tage zu schweigen und an mir vorüber zu gehen, als wäre ich Luft. Das war mir qualvoll und schwierig auszuhalten. Ich versuchte sie durch ängstliche zuvorkommende Fragen zum Reden zu bringen, sie durch kleine Dinge, demütige Dienste wieder in gute Laune zu versetzen, kurz, ich mühte mich, sie zu gewinnen. Hätte ich ihr doch eins hinter die ungezogenen und kindischen Ohren gegeben, es wäre für mich — und sicherlich auch für sie — besser gewesen. Ich war viel zu nachgiebig, viel zu demütig — nein, dies Wort könnte mißverstanden werden, denn es drückt etwas Herrliches aus — also viel zu kindlich — charakterlos. Ließ ich mir doch von der Pensionsdame meine neue, rote Seidenschärpe losbinden, als ich mich, zum Ausgehen bereit, bei ihr einfand, um mir die Etikette der Tadellosigkeit umhängen zu lassen. „Denn", so behauptet die Dame, „le rouge attire les soldats". Sie mußte es ja wissen. Ich wehrte mich nicht, ich gehorchte einfach. Echter Gehorsam schadet ja nichts; im Gegenteil, er ist nötig, er ist gesund. Aber wenn man einmal nicht mehr gehorchen will, wenn man einmal anfängt, wider den Stachel zu löcken, ohne den Mut zu haben, sich auch dazu zu bekennen, dann ist es nicht mehr gut. Ach, was wußte ich damals von irgendwelchen Lebensgesetzen? Ich sechzehnjähriges Kind. Wer lehrte mich Lebenskunst? Keine Seele. Dafür lernte ich aber Französisch, und konnte mit Ueberzeugung in drei Sprachen behaupten, daß der Löwe brülle, der Vogel pfeife und der Regenwurm sich krümme. Ja, das konnte ich.

Aber es war eine schöne Zeit. Man ließ uns Freiheit, man schalt unsern Mutwillen nicht. Wir durften den Obstgarten plündern, mit Ausnahme eines einzigen Baumes. Genau wie im Paradies. Nur daß unsere Pensionsmutter aus seinen Früchten Sonntags-Eingemachtes machen wollte und nicht im Sinne hatte, uns auf Gut und Böse hin zu prüfen.

schenswert ist oder einfach auferlegt, ob es unserem Wesen entspricht oder nicht, wir stehen in dieser Wirklichkeit. In ihr sind die Dinge unentbehrlich und wir, die Menschen, ihre Gestalter und Verwalter. Sagen wir Frauen also unser Ja zur Wirtschaft, schenken wir ihr unser Interesse in der nüchternen Erkenntnis, daß sie uns braucht, wie wir sie benötigen. Sie hat ihren Platz bei der Ordnung unserer irdischen Dinge, sie hält uns nicht davon ab, Kinder und Blumen zu lieben, für Schönheit dankbar zu sein, und am Sternenhimmel den Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit abzulesen.

Appell an die Mächtigen der Erde

Diesen Artikel entnehmen wir der Weltwoche, welcher wir die deutsche Uebertragung aus „Ladie's Home Journal" verdanken.

Reisende, die aus Amerika kommen, berichten, daß dort jeder Mensch über die Atombombe spricht. Wenn wir Ihnen zuerst etwas ungläubig und zweifelhaft lauschen (die „Weit-vom-Schuß"-Attitüde, allen Lebewesen gemein), so werden wir bald eines besseren belehrt, wenn wir den flammenden Aufruf, den leidenschaftlichen Appell lesen, den Dorothy Thompson in der Zeitschrift „Ladie's Home Journal" an die Verantwortlichen richtet.

Dorothy Thompson, „Amerikas öffentliche Meinung Nr. 1", wie sie genannt wird, macht ihrem Namen alle Ehre. Sie scheut sich niemals, ihre Meinung öffentlich kund zu tun. Durch ihre Artikel, die dreimal möchentlich in den meistgelesenen amerikanischen Zeitungen erscheinen und einmal im Monat in der schon genannten Frauen-Zeitschrift, die eine Auflage von über drei Millionen erreicht, ist sie im wahrsten (und besten) Sinn des Wortes eine weltbekannte Persönlichkeit geworden.

So wissen wir, daß ihr Appell an die Mächtigen dieser Erde nichts anderes ist, als die Stimme des Volkes, die Stimme aller Mütter, aller Familien. Und es ist wohl wert, einer solchen Stimme zu lauschen .

„Ich komme von Mary Doe", so beginnt ihr Plädoyer der Menschlichkeit. „Jemand muß es aussprechen", sagte sie. „So kam ich. Denn ich selbst bin Mary Doe — wir sind eine große Familie — die Doe-Familie. Unser Name wird in alle Sprachen übersetzt; wir leben in jedem Winkel der Erde.

Beruf: Haushälterin, Frau, Mutter. Wie oft habt ihr Herren uns als die Säulen und Erhalter der Zivilisation bezeichnet. Unsere Söhne, unsere Kinder von uns gefordert, „um die Welt zu retten". Ihr verlangtet, wir sollten die Kreuzigung unserer Söhne erleiden, damit die Sünde der Nationen ausgelöscht werde und alle Menschen ihr Leben in Freiheit und ohne Angst und Not verbringen könnten.

Wir haben euch unsere Söhne gegeben. Manche sind tot und manche sind blind und manche stehen hinter Gittern und manche gehen ohne Füße und arbeiten ohne Hände, und jeder von ihnen ist einem von uns so teuer wie die ganze Welt, die zu retten wir sie hergaben.

Aber es gibt einen Schmerz, der größer ist. Das ist, daß auch sie betrogen wurden; daß ihr euch einen Scherz erlaubt habt — einen schauerlichen Scherz — mit uns und dem Leben unserer Kinder.

Als wir unsere Söhne zum Abschied umarmten, beteten wir — für sie und für euch. Wir beteten, daß sie leben möchten, und daß, wenn sie sterben sollten, es rasch und gnädig geschehe. Wir beteten für euch, daß ihr für dieses Opfer unserer Söhne auf ewig die Schreckensherrschaft brechen würdet. Wir beteten, daß ihr die glänzenden Schiffe der Luft in Tauben des Friedens wandeln würdet und nicht in fliegende Drachen, die Tod und Verderben speien wie in der Apokalypse.

Dieses Gebet war leise, aber es erfüllte die ganze Erde mit seinen Wellen. Sie stiegen aus den Unterständen von London und Coventry; sie zitterten aus der Dunkelheit unter Köln und Berlin, und in Kiew wurden sie gehört und ihr Echo kam von Le Havre und Tschungking.

Wir mißtrauten euch nicht in jenen Tagen, meine Herren. Wir glaubten an euch. Wir sagten: „Bald wird der Sieg über die Mächte des Bösen errungen sein und dann werden unsere leitenden Männer die Zerstörung aus der Welt verbannen, und die Kinder aller kommenden Mütter werden unter Lachen ins Bett gesteckt werden, und die Söhne aller kommenden Mütter werden den Pflug führen oder Bücher schreiben oder Bilder malen oder Schiffe durch Wasser und Luft lenken, und wir werden leise zu den Bildern der Geopferten sagen: Du starbst, geliebter Sohn, damit diese Welt entstehe."

Aber wir Mütter können unsern toten Söhnen nicht in die Augen sehen. Eine Anklage spricht aus ihnen, schrecklicher als eure Bomben. Sie sagen: „Es ist eine Lüge, daß wir starben, um die Menschheit von Angst zu erlösen. Schon spricht man wieder von Krieg; schon ist wieder Streit entbrannt darüber, wer die tödlichste aller Waffen besitzen und unter welchen Umständen sie gebraucht werden soll, um alle Lebewesen zu töten und Männer, Frauen und Kinder in die Luft zu sprengen. Schon werden wieder stark befestigte „Einflußgebiete" bezeichnet, in welche andere nicht eindringen dürfen.

All diese Einflußgebiete aber sind von Menschen bewohnt. Es mag Minerale oder Oele unter ihrer Erde geben. Aber auf dieser Erde leben Menschen. Und all diese Menschen, Männer, Frauen und Kinder sind miteinander verbunden, sind Väter, die erhalten, Mütter, die beschützen, Kinder, von deren Aufwachsen in Liebe, von deren Erziehung zu den Schönheiten von Geist und Gefühl und den ewigen moralischen Gesetzen menschlichen Tuns alle Zivilisation und Kultur abhängt.

Und alle diese Familien sämtlicher Nationen, aller Regionen und aller Gebiete, seien sie nun schwarz oder weiß, oder braun oder gelb von Gesicht, haben die gleichen Bedürfnisse, Hoffnungen und Sehnsüchte. Ohne Ausnahme brauchen sie Essen, Kleider, ein Dach; die Brotverdiener suchen Arbeit, um diese Bedürfnisse zu stillen; und über das hinaus möchten sie etwas Freizeit, um ihr Glück zu finden, jeder in seiner Art in selbstgewählter Arbeit, Spiel oder Sport, in Geselligkeit oder Einsamkeit. Alle, ohne Ausnahme, suchen Freiheit für ihre eigene Entwicklung, als Menschen oder Gesellschaft, frei vom Druck anderer „Mächte", frei vom Zwang der Parteien. Und alle, ohne Ausnahme, beten um die Sicherheit des Friedens . . ."

Dorothy Thompson scheut sich nicht, jeden der „Großen Drei" einzeln anzurufen: „Sie, Führer der Sowjet-Republik, sprechen für einen Staat, der schon vor der letzten Generation die weltweite Solidarität der arbeitenden Menschen proklamierte und das Recht jedes Einzelnen, die von allen erworbenen Reichtümer zu teilen. Ein Programm, das die Hoffnungen und den Enthusiasmus von Millionen bedeutete. Doch nicht einmal haben sie ihre Stimme erhoben gegen das Hinschlachten von Kindern, der großen Mehrheit — der Arbeiter — und das Sprengen unserer gemeinsamen Erde für den „erzwungenen Frieden". Noch haben sie die Idee aufgegeben, daß der totale Friede nur durch den Klassenkampf erreicht werden kann."

„Sie, Herr Präsident, repräsentieren ein Land, das Freiheit der Gesetze, der gleichen Rechte für jedermann, und den Staat als Diener des Volkes proklamiert. Aber was haben Sie bis jetzt getan, um der Welt ein Recht zu geben — das Recht, ohne das es keine Freiheit gibt? Sie haben an Programmen mitgewirkt, die ein Recht für den Sieger, ein anderes für den Besiegten festsetzen, eines für die Mächtigen und eines für die Machtlosen, ein Recht für die Besitzenden und eines für die Habenichtse."

„Sie, Herr Prime-Minister, vertreten ein Volk von großer Toleranz, so friedliebend, daß ihre Polizei keine Waffen trägt, so feinfühlend in Dingen der Gerechtigkeit, daß sie, länger als alle andern, in ihrer Rechtsprechung Mitleid mit Gerechtigkeit gleichstellten. Und die Briten, die Sie gewählt haben, taten dies freien Willens und in der Mehrheit, weil ihr Programm die Verwaltung ihrer Reichtümer zum Wohlergehen aller versprach. Dennoch ist ihr Frieden so zerbrechlich, daß Sie die Luftschutz-Armee nicht ganz aufzulösen wagen, und auch Sie erhoben eine nur schwache, unüberzeugende Stimme für das kontrollierte Verbot der menschenzerstörenden Waffe, die die letzte freie Zone dieser Weltkugel in sich gerissen hat, die Luft — die Luft, die alle Menschen überall einatmen ohne Steuern zu zahlen und von der sie sich nun in Löcher verkriechen müssen, unter die Erde."

„Meine Herren, sprechen sie nicht mehr zu den Müttern von ihrem Frieden. Uns scheint ihr Friede fast schrecklicher noch als der Krieg. Sprechen sie uns nicht mehr von mächtigen Armeen, riesigen Flotten, Staffeln von Bombenflugzeugen und Atombomben.

Sprechen sie uns von Wohltun und Mitleid, denn sie sind die Schwestern des Friedens. Während sie ihre Reden halten und Pläne machen, sterben Millionen von kleinen Kindern und ihre Mütter, weil sie kein Brot haben. Es sind Kinder von „Verbündeten" und „Feinden". Doch wir Mütter kennen keine feindlichen Kinder . ."

Und immer dringlicher wird die „öffentliche" Stimme: „Eure Mütter lehrten euch die Worte der Bibel. Jede eurer Mütter hatte nur den einen Wunsch für euch — daß ihr zu guten Männern würdet. Sie lehrten euch nicht zu beten: „Mach mich zum Führer dieser Welt", sondern „Mach mich gut". Denkt ihr, eure Mütter wären dumm gewesen? Sentimental? Ach nein sie waren ungeheuer weise. Denn Güte ist die einzige Quelle wohltuender Macht, einer Macht, die ernährt und erhält, der Feind aller Macht, die zerstört. . ."

Und fast drohend beschließt die tapfere Frau ihren Appell:

„Das ist alles, was ich zu sagen habe. Aber es ist nicht das letzte Wort. Wir, meine Herren, sind die Hälfte der menschlichen Rasse. Wir sind in die Welt gesetzt, um Menschheit zu gebären und zu ernähren, zu erziehen und zu hüten. Wir bilden die größte Internationale der Welt. Wir sprechen eine gemeinsame Sprache von Tschungking bis Moskau, von Berlin bis New York. Versuchen sie es, meine Herren, uns zu trennen . . .

Geben Sie acht! Ich komme von Mary Doe, nicht um zu bitten, sondern um zu ermahnen und zu warnen Ich komme bescheiden, aber ohne Angst. Denn ich werde vormärts geftoßen von der Heerschar der Mütter, nach denen ihr zuerst im Dunkeln suchtet, und ohne die ihr jetzt im Dunkeln wandert, in einer Dunkelheit, von Alpdruck und Schrecken durchzuckt.

Wir möchten euch von euren Aengsten befreien. Aber zuerst müßt ihr eure Kanonen beisetze tun. Ihr könnt nicht mit Bomben und Atombomben zu Müttern sprechen. In das Zimmer eurer Mutter müßt ihr unbewaffnet kommen. Dann wollen wir euch zeigen, daß die heilende Macht der Welt nicht dort ist, wo ihr sie sucht, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern in der leisen, ruhigen Stimme; nicht im Instrument der Zerstörung, sondern im universalen Willen zur Schöpfung; selbst nicht im Intellekt, sondern im Gefühl für das Ideal — im unlöschbaren Glauben an das Leben, in der unzerstörbaren Macht der Liebe."

Gedenkfeier für Leonhard Ragaz in Jerusalem

Die Jerusalemer Gemeinde „Emeth Weemunah" hielt am Montag, den 4. Februar 1946, eine eindrucksvolle Gedenkstunde für Leonhard Ragaz ab, den Sozialisten in der Schweiz, welcher, achtundsiebzigjährig, am 7. Dezember 1945 in Zürich gestorben ist. Der Rabbiner der Gemeinde, Dr. Wilhelm, betonte, daß es wohl ungewöhnlich ist, eines christlichen Theologen in einer Synagoge zu gedenken. Aber Leonhard Ragaz war nicht nur ein großer Christ, sondern ein Vorkämpfer für die Erneuerung des Glaubens über die konfessionalen Grenzen hinweg und einer der treuesten Freunde des jüdischen Volkes und des Zionismus in unserer Zeit. — Professor Hugo Bergman sprach sodann über das religiöse Weltbild, wie es sich in Werk und Persönlichkeit von Leonhard Ragaz erschließt. Nicht Religion (Kirche und Dogma) lehrte und lebte er: sondern das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für diese Erde. Damit stand er ganz in der Sukzession der biblischen Propheten, welche nicht Tempel und Kultus betonten, sondern die Heiligung des Alltags durch Gerechtigkeit und Liebe, Kampf um die sozialen und ethischen Forderungen. Ragaz hat wie kein anderer mit dieser Botschaft vom Reiche Gottes ernst gemacht. Er verließ Kanzel und Universitäts-Katheder und zog zu den Proletariern, um mit ihnen zu leben und zu leiden und durch Volkshochschularbeit und aktive Mitwirkung in der sozialistischen Bewegung, vor allem aber in seiner Zeitschrift „Neue Wege", den Kampf der Zeit im Sinne einer Politik aus dem Glauben zu führen.

Professor Martin Buber, den langjährige Freundschaft mit Ragaz verbunden hat, referierte über „Ragaz und Israel". Mit hinreißendem Schwung, durchglüht von Liebe und Verehrung zu dem Dahingegangenen, zeigte Buber das tiefe Verständnis auf, das Ragaz uns gegenüber hatte. Sein Außenblick und unser Innenblick trafen sich. Er sah uns, wie wir sind, aber er erkannte auch die Göttliche Sendung, die durch nichts genommen werden kann. Er wollte nicht wie andere Christen die Juden bekehren, sondern glaubte, daß im Judentum und im Christentum „Israel" verwirklicht werden kann und muß. Ein Christentum, das ernstlich in der Nachfolge Christi lebt, und ein Judentum, das ebenso ernsthaft die Lehre seiner Propheten verwirklicht — muß sich im „Israel Gottes" treffen.

Ueber die Darstellung der Ragazschen Position hinaus gab Buber (zum ersten Male) eine gläubige Deutung des furchtbaren Geschehens unserer Zeit, der Gaskammern und Schlachtbänke dieser dunkelsten Jahre. „Am Schandpfahl der Menschheit stehend, sind wir als der leidende Gottesknecht Zeugen einer unabbingbaren Ermähtung — und das Gewissen der Völker. (S. B. C.)

Politisches und Anderes

„15 Prozent des Ofenbasiskontingentes"

E. B. Das Kriegs-Industrie- und Arbeitsamt hat eine Meldung veröffentlicht, der wir mit etwelcher Erleichterung entnehmen, daß sich die Versorgungslage mit Brennstoffen etwas gebessert hat, wenn sie auch noch nicht ausreichend sei. Für die Raumheizung kann vom 1. Mai an wieder eine kleine Zuteilung von Importkohle bezogen werden. „Sie beträgt für Wohnungen aller Art 15 Prozent des Ofenbasiskontingentes", heißt es. Das geht dich an, liebe Hausfrau, geht uns alle an, die wir ein Oefelein liebgewonnen haben. Und vermutlich bekommen wir also 15 von den 100 Prozent, die wir eigentlich während einer Heizperiode verwenden können sollten. Könnte uns das nicht in verständlicherer Sprache gesagt werden? So etwa, wie uns das Kriegsernährungsamt in der Sprache seines Chefs, Herrn Muggli, jeweils seine Bekanntmachungen formuliert? Mit „Ofenbasiskontingenten" muß natürlich der zuständige Beamte Bescheid wissen, aber uns raumheizenden Frauen dürfte eine von solcher Schwülstigkeit „gesäuberte", einfache deutsche Sprache vollkommen genügen. Nun, dankbar für die 15 Prozent, werden wir uns vom zuständigen Amte oder von unserem Brennstofflieferanten das Nötige verdeutschen lassen.

Wer Importkohle beziehen will, muß zugleich 20 Prozent der Importkohlenzuteilung in Inlandkohle (Walliser Anthrazit, Braun- oder Schieferkohle) beziehen, also heißt es für uns „Raumheizungsverbraucher", während dem Gewerbe nur 10 Prozent vorgeschrieben werden. Ueber die Holzzuteilung ist noch nichts bekannt gegeben, doch ersucht man die Bezüger, schon während des Sommers diese Brennstoffe zu beziehen. Ersatzbrennstoffe, wie Torf und Schlakkenauslese, sind ab 1. Mai freigegeben.

Wieder ein Rappen mehr

Eigentlich wartet man auf Preisabau. Denn nicht jedermann ist in der Lage, auf steigende Teuerungszulagen zu hoffen oder überhaupt solche Zulagen beziehen zu können. Aber der Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten fand es für nötig, in einer Eingabe an den Bundesrat um eine Erhöhung des Milchpreises um einen Rappen per Liter nachzusuchen. Das scheint eine regelmäßige Einrichtung zu werden. Zweimal hat der Bundesrat eine solche schon bewilligt und zulasten der Bundeskasse genommen (welche ja schließlich auch in hohem Maße durch den Steuerzahler auf indirektem Wege gespiesen wird). Diesmal wird der Konsument direkt übernehmen müssen „einschließlich ihrer Auswirkung auf die Butter- und Käsepreise", was auf Preiserhöhung auch dieser Artikel schließen läßt. „Als notwendige Folge dieser Preisverteuerung", kommentiert das Blatt der Zürcher Sozialdemokraten, „ist eine verschärfte Kampagne für die Erhöhung der Löhne und Gehälter zu erwarten."

Nur ein Rappen . . . Wir spüren die Spannung, die zwischen den Interessengruppen der Bauern- und der Arbeiterschaft besteht; sie nicht ins Unerträgliche sich steigern zu lassen, immer wieder den Ausgleich herbeizuführen, ist demokratische Regierungskunst. Möge sie erfolgreich sein.

Entartung des Amusements

Der Milchpreis wird erhöht, aber wir sind dankbar, unsere 11 oder sogar 12 Liter Vollmilch monatlich zu bekommen. Rund um unser Land und in der weiteren Welt geht das Gespenst des Hungers um: 150 Millionen Menschen droht das Hungersterben. Wo immer Getreide herbeizuschaffen ist, wird es gekauft und soll den hungernden Völkern zugeführt werden. Aber — fröhlich meldete in solcher Zeit das Plakat eines Grand-Hotels an einem unserer Winterkurorte als Clou eines Ballabends ein Champagner-Wettrinken an als „originelle, unterhaltende Veranstaltung wie in der guten alten Zeit".

Gibt es nicht in jedem Winterkurort einen Verkehrsdirektor, einen Gemeindepräsidenten und Gemeinderäte, einen einflußreichen und taktvollen Hotelbesitzer, einen Pfarrer, Lehrer, irgend eine warmherzige und einflußreiche Frau? Und könnten solcher Persönlichkeiten, indem

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

riri

gute Reissverschlüsse

Etwas hätte allerdings geändert werden sollen; denn was zuviel ist, macht keinen Eindruck mehr und verliert jede Wirkung. Das waren die Sonntagnachmittage, die wir gerne geschüttelt hätten, daß wenigstens die Stunde von drei bis vier vom Baum gestogen wäre; denn sie mußte in der Dorfkirche verlebt werden, nachdem wir schon am Morgen erst die Predigt und dann die Kinderlehre mitangehört hatten. Und es war doch immer so heiß, und die Roßfliegen furzten so frech und einschläfernd herum und stießen so nervenangreifend an die Fensterscheiben, und die Kleider der alten Weiblein hatten einen so aufreizenden, nein, mehr einen lieblosen, abtoßenden Geruch, im Gegensatz zu dem liebevollen Duft und Wohlgeruch, den das Taschentuch der ältesten Pfarrerstochter ausströmte, das sie von ihrem Verlobten zum Geburtstag erhalten hatte. Wirklich, wir wären alle lieber nicht auch noch in diese Nachmittags-Gottesdienste gegangen, und doch war es auch wieder begreiflich, daß der dünne, unendlich lange Herr Pfarrer nicht gern in einer Kirche predigen wollte, die beinahe leer war, ja, so leer wie eine leer Schachtel, denn oft kamen auch die alten Weiblein nicht. Und wenn sie kamen, so schnarchten zwei von ihnen und der Herr Pfarrer mußte alle Augenblicke auf die Kanzel klopfen.

Aber einmal, an einem sehr heißen Tage, ereignete sich doch etwas. Es sollte eine Hochzeit gefeiert werden, und zwar eine Hochzeit, die zwei Menschen vereinigte, die einer bösen Nachrede genossen, ja, die geradezu verfemt waren. Eine längst erwartete Hochzeit war es, eine, die das Paar, das dastehen und sich begaffen lassen mußte, dem Staate schuldig war. Und nicht nur dem Staat, auch ihren fünf Kindern, dem Dorf, dem Pfarrer, — man kann sagen: der Moral im allgemeinen und der ganzen Umgebung im besonderen.

Wie durch Hexerei herbeigerufen, hatte sich die Kirche mit Andächtigen gefüllt. Woher nur alle wußten, daß etwas Besonderes vor sich gehen würde? Und wo sie nun auf einmal alle die Zeit hernahmen, eine Stunde oder zwei in der Kirche zu sitzen? Und warum sie wohl plötzlich die Predigt des Herrn Pfarrers so interessierte, die sie sonst, ohne sich viel zu schämen, langweilig genannt hatten?

Ein einschläferndes Licht fiel durch eines der Kirchenfenster. Es blendete und die blauen gleißenden Fliegen summten in tiefen Baßtönen. Dazu war es wirklich drückend heiß, kurz, es war jedermann wohl zu gönnen, daß es etwas zu sehen geben sollte.

Hoch oben auf dem Berg wohnten sie, die sieben, die erwartet wurden. Ein Nest voll Bettelleuchen, die sich von Zeit zu Zeit hinunter wagen, um unten im Dorf für ihr Leibliches zu sorgen. Unter den fünf Kindern waren Zwillinge. Sie hießen Isabella und Leonore, hatten beständig schmutzige Näschen, viele Läuse und trugen Kleidchen, die aus den langen Röcken der Frau Pfarrer verfertigt waren. Die Schöße hingen ihnen bis auf die Füßchen, waren vorn offen und ließen die schmutzigen Beine und Bäuchlein sehen, grau und braun gesprenkelt, teils vom Straßenstaub, teils durch selbstverworbenen Schmutz. Natürlich war auch ein Vater und eine Mutter da. Aber die waren nicht Mann und Frau. Sie waren nur so oberflächlich zusammengeleimt, es war nicht sicher, daß es halten würde. Mit ein wenig Abscheu, ein wenig Neugierde und wirklich auch mit einem ansehnlichen Stück Bewunderung flüsterten wir darüber; denn „so" zu leben, wie die beiden gelebt, dazu brauchte es Mut, und den hat nicht ein jeder. Irgend jemand, den sein Gewissen dazu getrieben haben mußte, hatte an den beiden Leutchen herumgearbeitet, hatte ihnen vielleicht die Hölle allzu phantasievoll vorgespiegelt, vielleicht ihnen einfach allerlei Vorteile versprochen von einer Aenderung ihres zivilen Standes. Kurz, sie hatten sich beschwatzen lassen und waren nun entschlossen, in den Stand der Ehe zu treten. — Ein merkwürdiger Ausdruck. An was erinnert er einen doch immer? —

Und eben diese Prozedur sollte an jenem Sonntagnachmittag nun vor sich gehen, vor unsern sehenden Augen. Kränze — wenn auch der Angelegenheit angemessen dünne — hingen an der Empore und um den Altar herum teils als Aufmunterung, teils als Symbol gedacht, und es war freundlich von den Pfarrerstöchtern, sich soviel zu sorgen für ein solches Lumpenpärchen, das sieben Jahre lang gar nicht daran gedacht hatte, die Hilfe und Unterweisung ihres lieben und verehrten Vaters in Anspruch zu nehmen. Auch Isabella und Leonore waren mit neuen Kleidchen ausgestattet worden; Napoleon, Leonidas und Héloïse standen kariert gekleidet, steif wie Tonfiguren, aber stolz um den Altar herum.

Als es ausgeläutet hatte, waren alle sieben hinter dem Herrn Pfarrer her in die Kirche eingezogen und hatten sich zum Glück für die Zuschauer, genau unter den schläfrigen, blauen Sonnenstrahl gestellt, so daß man gut beobachten konnte, wie aus einem wilden Ehepaar ein zahmes wurde.

Vater und Mutter verloren beinahe die Fassung, als sie die herausgeputzte, drückend volle Kirche wahrnahmen. Sie drehten verlegen ihre Köpfe hin und her und scharrten mit den Füßen. Der Bettelmann hatte sich sorgfältig den Bart geschoren, links mehr als rechts, und die Bettelfrau sich ihre krausen Italienerhaare mit Petroleum gebändigt. Es tropfte ihr vom Scheitel auf den Rücken. Alle fünf Kinder standen auf dem Teppich vor dem Altar. Sie hatten von unten auf weiße, sauber Beinchen, ungefähr bis zu den Knien, weiter oben aber waren sie ihrem alten Schmutz treu geblieben. Diesen fünfen wurde die schöne und anständige Rede des Herrn Pfarrers zu lang; sie hockten sich auf den Teppich nieder und fingen an, nach ihrer Gewohnheit Mora zu spielen: Drei, fünf, acht, so krähte es überlaut durch die Kirche. Diensteifrige Hände rissen sie zurück und stellten sie wieder auf ihre Plätze in Reih und Glied. Der betretene Vater, in weiser Voraussicht, daß sich seine Sprößlinge an dem würdevollen Ort nicht anders benehmen würden als daheim in ihrer Höhle, hatte sich gelbe und rote Zuckerkugeln gekauft, die bot er nun seinen Nachkommen in einer löschpapiernen Tüte an. Phantasievoll wie sie waren, schlecken sie nicht nur daran oder verschluckten sie etwa ganz, nein, sie eröffneten ein buntes und lustiges Marmelspiel, bei dem die Kugeln unter die Bänke, hinter den Altar, ja selbst zwischen die Andächtigen rollten. Dazu lachten sie herzlich, und die erste Bank mit den Kinderlehrkindern, die zweite mit den Pensionsdämchen, sogar die dritte mit den alten Weiblein wurden von dem Lachen angesteckt, bald lachte im Chor alt und jung. Der Herr Pfarrer schloß klugerweise seine Predigt mit einem jähen Schwung, und

sie sich ad hoc zusammenfinden, nicht einen solchen Unzug zeitig, d. h. sofort nach Bekanntwerden einer solchen exquisiten Geschmacklosigkeit, abstellen? Man kann auch zur Verrohung beitragen, ohne daß man mit der Heppeitsche zuschlägt. Unser Volk an das Vorhandensein solcher Widerwärtigkeiten gewöhnen, heißt seine Qualität herabsetzen.

13. Bernische Pfarrfrauen-Tagung

Schon sind wir mitten ins Frühlingsgrün und Blühen hineingeraten — und doch schweifen unsere Gedanken oft zurück in den Winter und seine Geschehen. Denn in dieser Zeit haben wir doch manches eingeheimst, das uns als kostbares geistiges Gut durch den Sommer und seine verführerische Pracht begleiten, beglücken und vertiefen wird.

Eine solche Gabe wurde uns an der 13. Bernischen Pfarrfrauentagung zuteil. Abgehalten wurde sie am 18. Februar im Dählhölzli in Bern und war besucht von 91 Teilnehmerinnen. Diese stattliche Zahl ist wohl dem Namen des jüngst ans Berner-Münster berufenen Pfarrer Lüthi zuzuschreiben, dessen Bibelstudie im Programm angekündigt war.

Warum eine Pfarrfrauentagung? Weil die Pfarrfrau in ganz besonderer Weise berufen ist, ihrem Mann in der großen und schweren Arbeit beizustehen und alles das auf sich zu nehmen, was naturgegeben in den Bereich der Frauenarbeit gehört: Mütterabende, Armenabende, Sonntagsschule, Mädchengruppen usw. Da schwindet der Pfarrfrau oft, neben der Hausarbeit und Kindererziehung, Kraft und Mut, weiterzumachen und auszuhalten. Eine Pfarrfrauentagung soll sie mit neuer Freudigkeit erfüllen, ihr Wegweisung und Anregung geben.

Nach dem Begrüßungswort der Leiterin und einem gemeinsam gesungenen Lied, leitete Frau Pfarrer Barth die Tagung mit einer Andacht über Röm. 15, 13 ein. Dann erfolgte durch Herrn Pfr. Lüthi die Auslegung der Bitte: Dein Reich komme! Wir können natürlich nur auszugsweise wiedergeben, was uns in reicher Fülle geboten wurde:

Unser Christusglaube ist weithin wie abgemagert zu einer persönlichen Angelegenheit zwischen Gott und der Seele. Wir sind aber nicht nur Haus-, sondern Reichsgenossen mit zeitlichen und ewigen Bürgerpflichten. Bei einem Seligkeitsglauben ist uns die Tatsache am nächsten, daß wir daheim seien beim Vater; beim Reichsglauben. Wissen wir: Wir sind nicht nur daheim, sondern dabei.

Auf diesem Dabeisein stehen all die herrlichen Verheißungen: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes .. usw. Es gehört zum Reichsgottesglauben, daß sein Schwergewicht auf dem Unsichtbaren und Zukünftigen liegt. Unsere Gemeinden sind kleine Häuflein, dies soll uns nicht entmutigen, denn hinter ihnen steht die Hauptmacht. Wer ans Reich Gottes glaubt, hat es ebenfalls mit dem Zukünftigen zu tun. Wir sind zu sehr rückschauende Gemeinde gewesen. Auch die Gestalt des Reiches darf uns nicht ansechten; sie hat etwas von der Gestalt des Herrn an sich: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne." Auch die Weisheit ist im Reiche Gottes Torheit, wir denken an die Armen, Verachteten, Kleinen.

Wie verhält sich die Bitte zur Allgegenwärtigkeit Gottes? Die Allgegenwärtigkeit ist nicht so zu verstehen, als müßte er überall sein. Gott muß nicht, er kann sich nähern oder entfernen, geben oder entziehen. So bedeutet die Bitte „Dein Reich komme": Gehe nicht von uns, bleibe, komme wieder! Er hat Aussicht gegeben, daß er in Christus wieder Einzug in die verlorene Provinz Erde halten werde. Das erste Wort, das Christus ausrief, lautet: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" In Christus ist diese Provinz wieder ins Reich Gottes einverleibt worden. In seinem Antlitz ist Gottes Reich der Welt zugewendet, richtend und rettend.

Warum müssen wir nun nach Christus diese Bitte noch tun, wenn er doch die Gottverlassenheit ins Grab getragen hat und auferstanden ist? Christus zwingt eben keinen Menschen, sein Reich anzunehmen. Wir gehören nicht naturhaft zum Reich hin. Der Glaube ist entscheidend: Will ich diesem Reich angehören? Denn es gibt Ausweichungsmöglichkeiten. Der Mensch kann unter die Rute, die der Tod und der Teufel in dieser Welt gelassen haben, kommen. Diesen Zwischenmächten ist so viel gegeben, daß sie oft stärker sind als die Menschen. Aber Christus ist stärker als diese Mächte.

Wenn wir beten „Dein Reich komme!" dann ist in erster Linie zu verstehen: die Bitte um den Glauben. Denn der Glaube ist der Eingang ins Reich. Der Glaube aber kommt aus der Predigt. Deshalb die Bitte: Dein Wort komme! Mit dem Wort wird das Sakrament kommen, die Taufe, das Abendmahl. Auch das Beten selber muß wiederkommen. Dein Reich komme, heißt also: das Gebet komme wieder, das Abendmahl, die Taufe, das Wort und der Glaube daran. Wenn alles dies wiederkommt, dann wird die evangelische Kirche Salz und Licht sein, das Wort wird „Füße" bekommen, der Geist des Evangeliums wird über die Kirche kommen, ein Geist der Weltverbesserung bis an die äußersten Ränder. Dann wird einst die Stunde kommen, da der Sohn das Reich dem Vater zurückgeben und Gott alles in allem sein wird.

Nach dieser eindrücklichen und tiefgründigen Bibelstudie sprach am Nachmittag Frau Pfarrer Hauser aus Rickenbach über das Thema „Die Arbeit der Pfarrfrau in Haus und Gemeinde". Sie betonte, daß mit dem Ja zum Pfarrer die Pfarrfrau auch Ja zum Pfarramt sagt, daß wir aufgerufen sind zur Helferin in der Gemeinde und alle Liebhabereien der großen Aufgabe unterzuordnen haben. Auch darf sich die Pfarrfamilie nicht von der Gemeinde abschließen, sondern muß sich in sie hineinstellen. Hat sie doch das große Vorrecht, den christlichen Hausstand vorzuleben.

Während diesen wertvollen Darbietungen war unterdessen die Zeit weit vorgerückt. Noch erfolgten die geschäftlichen Verhandlungen, ein Dankwort der Leiterin und das Lied „Jesu, meine Freude". Dann hub ein lebhaftes Abschiednehmen an, ein Händedrücken — und auseinander ging's, das eine hier-, das andere dorthin, den Segen, den jedes empfangen, weiterzutragen und wirksam werden zu lassen in Haus und Gemeinde.

Helene Hopf-Baumgartner.

Vor der Grundsteinlegung des Kinderdorfes Pestalozzi

Im Mai wird in Trogen mit dem Bau des Kinderdorfes „Pestalozzi" begonnen. 350 Vollwaisen, also die Aermsten der Armen unter den Kriegsopfern, werden dort für die Jahre ihrer körperlichen und geistigen Gesundung eine Heimstätte finden. Die Kinder leben in nationalen Gruppen mit den Erziehern ihres eigenen Landes, wobei ihrer sprachlichen und religiösen Eigenart voll und ganz Rechnung getragen wird. Aus dem freundschaftlichen Nebeneinander solcher Siedelungen ergeben sich darüber hinaus zwanglos fruchtbare völkerpädagogische Auswirkungen. Schweizerische Erzieher und Fürsorger werden mithelfen, aus diesem Dorf im Sinne Pestalozzis eine Stätte lebendig sich entfaltender Hilfsarbeit am kriegsgeschädigten Kinde zu schaffen. Das Kinderdorf mit all seinen pädagogischen, medizinischen und menschlichen Anregungen und Erfahrungen soll auch zum Modell für ähnliche Siedelungen in der Schweiz und vor allem im Ausland werden.

Auf einem der schönsten Plätze Trogens (4,5 Hektar) baut Architekt Hans Fischli in der ersten Bauetappe 1946 15 Häuser, denen je nach dem Verlauf der Mittelbeschaffung weitere folgen. Die locker gruppierten Häuser haben im Innern wie im Aeußern den Charakter eines Appenzeller Bauernhauses. Jede Gruppe von 3 bis 5 Häusern ist für die Aufnahme von Kindern einer bestimmten Nationalität bestimmt. In jedem Haus wohnen 16 drei- bis vierzehnjährige Kinder, die von einem Elternpaar oder von zwei bis drei Erwachsenen betreut werden. Den Dorfkern bilden allgemeine Bauten und Anlagen, so ein Gemeindehaus für gemeinsame Zusammenkünfte, ein Verwaltungsgebäude und ein großer Dorfplatz. Die ersten 15 Kinderhäuser werden im Oktober bezogen, vorher wird aber bereits eine Kolonie französischer Vollwaisen im alten Waisenhaus untergebracht. Die feierliche Grundsteinlegung des Kinderdorfes findet am 28. April, dem Landsgemeinde-Sonntag, statt.

Größe und Entfaltung des Kinderdorfes hängt nun aber weitgehend vom Helfermillen der ganzen Schweizerbevölkerung ab, die zur Teilnahme an folgenden Sonderaktionen aufgerufen wird. Vor allem gelangen Kinderdorfscheine zu 2, 5, 10, 50, 100 und 1000 Franken zur Ausgabe. Mit bestimmten Spenden unserer Schüler wird Grund und Boden gekauft und mit den kleinsten Gaben aus den Kindergärten schafft man die Ziegel an, so daß unser Kinderdorf zum eigentlichen Werk der Jugend wird. Bau und Betrieb indessen ermöglichen die Spenden von privaten Gönnern, Geschäften, Firmen, Vereinen, Gesellschaften, Kirchen, Gemeinden und Kantonen. Als zweite Aktion wird am 1 und 2. Juni in der ganzen Schweiz der Verkauf eines reizvollen Abzeichens in Form eines Glückskäfers durchgeführt. Als besondere Aktion unserer Jugend gilt die Naturalaktion, durch die der Bau und die Ausstattung ganz besonders verbilligt werden können. Freiwillige leisten gegen freie Unterkunft Arbeit auf dem Trogener Bauplatz, und Jugendliche sammeln und zimmern in ihrer Freizeit nach den Richtlinien des Architekten Gebrauchsgegenstände für die Ausstattung des Dorfes. Von besonderer Wichtigkeit ist sodann die Spezialhäuseraktion: Firmen, Verbänden, Gemeinden und Kantonen wird Gelegenheit geboten, „eigene Häuser" zu stiften, die den Namen des Stifters tragen. Daß sich auch Auslandschweizer-Kolonien für das Zustandekommen des Kinderdorfes einsetzen wollen, ist ganz besonders erfreulich. Zur Durchführung der Mittelbeschaffung hat sich in verdankenswerter Weise die Stiftung Pro Juventute gewinnen lassen.

Das Kinderdorf in Trogen wird ein bleibendes Werk unseres tätigen Mitleids mit den ärmsten Kindern der europäischen Leidensgebiete sein. Unser Volk und vor allem unsere Jugend werden den Beweis erbringen, daß die Not jenes riesigen, über ganz Europa verbreiteten Heeres verlassener Kriegswaisen unser Herz wahrhaft erschüttert hat.

Die Vereinigung des Kinderdorfes Pestalozzi.

Ehrung einer deutschen Frau

Am 15. März 1946 fand in Hamburg eine Gedenkfeier für Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg statt. Der 15. März ist der Geburtstag von Lida Gustava Heymann, einer Hamburgerin, die sich auf dem Gebiete der Sozialfürsorge, namentlich für Frauen und Mädchen, der Frauenbildung und der Frauenbewegung große Verdienste erworben hat. In den letzten Jahrzenten ihres Lebens hat sie sich vor allem der Frauenfriedensbewegung gewidmet. Sie war Ehrenpräsidentin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit und hat sich auch auf dem Gebiete der Friedensbestrebungen als eine tapfere und klarblickende Kämpferin erwiesen. Die letzten Jahre ihres Lebens hat sie mit ihrer Freundin, Dr. Anita Augspurg, zusammen in Zürich verbracht. Sie war auch hier in der Art, wie sie die Emigration und die ganze Veränderung ihrer persönlichen Verhältnisse mit Mut und Gleichmut ertrug, wieder für viele ein Vorbild und eine Stärkung. Hamburg, ihre Vaterstadt ehrt sie, indem sie eine Straße nach ihr benennt. Es ist dies auch insofern eine erfreuliche Tatsache, als es zeigt, daß Hamburg sich nicht scheut, einem Menschen, der in der sonst so vielfach angefochtenen Friedenssache tätig war, eine solche Ehre zu erweisen.

C. R.-N.

Mädchenzimmer einmal anders

Babette hatte schon in verschiedenen Häusern gearbeitet und kannte zum Ueberdruß die trostlosen Mädchenzimmer. In kalten, unfreundlichen Dachkammern standen ausrangierte Möbel: wacklige Tische; Kommoden mit Schubladen, die nicht gleiten wollten; Schränke, die sich nicht abschließen ließen. Und erst die Betten! Holprige Seegrasmatratzen, zu dünne Decken, so daß man halbe Nächte fror. Das Strohgeflecht des einzigen Stuhles war womöglich auch geborsten. Kurzum, sie hatte bis jetzt noch nie ein Zimmer gehabt, in welchem sie in den kurzen Abendstunden oder an freien Nachmittagen hätte sitzen mögen. Sie hatte nur die Wahl gehabt, entweder bei allem Wetter auszugehen, oder aber sich ins harte Bett zu legen und zu schlafen suchen. Beim schwachen Licht der von keinem Schirm geschützten elektrischen Birne, die oben an der Decke hing, konnte man weder sticken noch lesen. Zudem mußte man wieder aus dem Bett steigen, um das Licht auszudrehen.

Babette hatte also keine Illusionen, als sie ihre neue Stelle antrat. Die Herrin unterschied sich von all ihren Vorgängerinnen nur in einem Punkt: Ungleich den anderen hatte sie nicht überschwänglich gerühmt, wie leicht die Arbeit sei und wie schön Babette es haben werde. Auf dem Arbeitsamt hatte sie Babette sachlich kühl gemustert, nach dem Grund der letzten Stellenaufgabe gefragt, ihre Wünsche bekanntgegeben und schließlich mit einem reservierten Lächeln sich verabschiedet, als sie einig geworden waren. Babette war genau über die zukünftige Arbeit unterrichtet und wußte ohne jede Beschönigung, was von ihr verlangt wurde. Das hatte einen guten Eindruck auf sie gemacht.

Nun stand sie mit ihrem Gepäck vor der Seitentüre einer kleinen Villa, nicht zu alt, nicht zu neu. Ein kleiner, aber freundlicher Garten umgab das Haus. Babette bemerkte in einer Laube neben der Küche einen Tisch, bequeme Strohsessel mit bunten Kissen und blühende Topfpflanzen, die der ganzen Ecke eine heimelige Wärme gaben. So nahe der Küche konnte diese Laube kaum für die Herrschaft bestimmt sein. Das war sie auch nicht. Das Mädchen sollte bald erfahren, daß die Dienstboten hier an heißen Sommertagen ihre Mahlzeiten einnahmen oder am Nachmittag ihre Flickarbeiten verrichteten.

Eine freundliche alte Köchin öffnete die Türe. „Stellen sie Ihren Koffer hier neben die Treppe. Frau A. erwartet Sie im Wohnzimmer."

„Guten Tag Babette. Wollen Sie sogleich in Ihr Zimmer kommen und sich etwas zurechtmachen? Ich werde Ihnen das Haus nachher zeigen."

Die Treppe zum Dachstock hinauf landete auf einem kleinen Flur. Frau A. öffnete eine der weiß gestrichenen Türen und sagte:

„Treten Sie in Ihr Zimmer. Ich hoffe, es gefalle Ihnen bei uns. Die alte Grete hat fünfundzwanzig Jahre bei uns gedient und ist jetzt zu ihrer Nichte gezogen, weil ihr die Arbeit doch allmählich zu beschwerlich wurde."

Babette traute ihren Augen nicht. Vor ihr lag ein freundliches Mansardenstübchen, so klein, daß es fast wie für Puppen aussah. Und doch war da genug Platz für eine Person, die nur wenige Stunden darin verbringen konnte.

Das Divanbett kuschelte sich in die Ecke unter der abgeschrägten Zimmerdecke. An der naturfarbenen Holzwand war über dem Bett ein Bücherbrett angebracht. Ein niedriges Tischlein neben dem Bett trug eine Stehlampe. An der gegenüberliegenden Wand ließ ein breiter, eingebauter Schrank gerade genug Platz für eine schmale Türe. In der Nische vor dem tiefliegenden Dachfenster, das den Blick auf schöne Baumkronen freigab, stand ein Arbeitstisch und daneben — oh Wunder! — lud ein Polsterlehnstuhl dazu ein, ein Ruhestündchen in dieser sonnigen Nische zu verbringen. Bunte Cretonnevorhänge harmonierten mit dem Bettüberwurf und dem Bezug des Lehnstuhles. Und kein Waschtisch mit ungleich assortiertem Geschirr oder gar verbeulten Blechkrügen verunzierte dieses Stübchen.

„Das ist mein Zimmer?" fragte Babette ungläubig.

„Ja. Und hier ist ihr Badzimmer."

Frau A. öffnete die schmale Türe neben dem Wand-

seit 35 Jahren bewährt

PD 447 k

unter hochbefriedigten Grinsen bot sich das früher so anstößige, jetzt so tugendhafte Paar die braunen Hände und wandelte abermals hinter seinem Hirten her aus der fliegenumsummten Nachmittagsdämmerung in das blendende Sonnenlicht, wo es bald vom ganzen Dorf umringt und beschenkt wurde. Beide trugen einen großen geliehenen Waschkorb den Berg hinauf. Als sie hoch genug gestiegen waren und sich unbeachtet glaubten, fielen sie zu sieben über die Eßwaren und Süßigkeiten her, setzten sich in eine Reihe ins Gras und feierten nun erst, unter Gottes Himmel und laut singend und lachend, eine siebenfach bejubelte Hochzeit. —

Nach einem Jahr, das mich ein sehr kurzes Jahr dünkte, holte Mama mich heim. Ich freute mich sehr auf mein Brüderchen, mehr als auf alle andern. Es sah, daß meine Zöpfe nicht mehr hinter mir herflogen, sondern gleich einem Vogelnest aufgebaut waren. Und Kätterchen, unsere Köchin, fragte mich, ob ich nun gut Französisch können? Ich solle einmal „Messer" auf französisch sagen. Ich sagte es. Und nun „Tisch". Als sie merkte, daß ich ihr keine Antwort schuldig blieb, sah sie mich ehrfürchtig an und sagte: „So jung, und schon Französisch". Zuerst langweilte ich mich sehr zu Haus. Mama saß da und nähte. Und ich sollte auch dasitzen und nähen. Oder Wäsche aufhängen helfen, auch die gestärkte, schmierige, grausige, die Mama in eine dicke breiige Salbe getaucht. Ich wehrte mich, aber es half mir nichts. Ein Tag war wie der andere, dazwischen kam hie und da ein Sonntag. Papa schlief des Nachmittags und Mama las. Und meine Brüder waren Gott weiß wo. Ich kann nur sagen, es war sehr langweilig.

Ein Sängerfest wurde in der Stadt abgehalten. Alle Abende gingen meine Eltern in die Festhütte. Mich nahmen sie nicht mit. „Ich sei noch zu jung", sagte Mama. Ich ärgerte mich. Zu jung ist gar nichts. Entweder ist die Sache gut, dann ist niemand zu jung dazu oder sie ist schlecht, und dann sollten auch die Alten zu jung sein. Ich sagte das bei Tisch, aber man lachte mich nur aus. Und just an dem Nachmittag, an dem ich ganz allein zu Hause sitzen mußte, bekam ich einen Brief. Er war rosenrot, und rings um den Umschlag lief ein zartes Kränzlein mit grünen Blättchen und roten Blümchen. Der Brief war von dem Sohn von Papas Freund. Wir hatten früher, ehe ich ins Welschland mußte, viel zusammen gespielt. Jetzt wollte dieser — er hieß Manuel — ein Rendezvous haben. Nachmittags um vier Uhr, beim Petersplatz. Ich weiß gar nicht, was ihm einfiel. Rendezvous sind doch ganz gefährlich. Immer kommen die Eltern dazu, oder es ertappt einen jemand, oder es steht ein Polizist vor der Türe. Natürlich konnte diesmal keiner vor der Türe stehen, weil keiner da war. Aber die Sache schien mir unbehaglich, und ich hatte nicht die mindeste Lust, um dieses Manuels willen Schlimmes zu erleben. Ich dachte, daß ich am besten den Rosazettel meinem Vater gebe, dann könne mir auf alle Fälle nichts geschehen. In dem Brief stand aber auch etwas von Liebe und ich genierte mich ein wenig. Papa sträubte den Schnauzbart und wurde feuerrot im Gesicht. Ich glaube, er dachte an die vielen berühmten Väter der Geschichte, die ihre Töchter einfach totstachen, um sie vor Versuchungen zu bewahren. Es war mir ein wenig bange; denn schließlich wäre ich doch lieber zum Rendezvous gegangen, als mich totstechen zu lassen. Aber er brachte mich zum Glück nicht um. Den Brief sandte er seinem Freund und der hat den Manuel durchgeprügelt. Warum weiß ich auch nicht; denn es ging doch den Vater nichts an. Auf mich war der Manuel lange böse, fast ein Jahr lang. Es hat mir aber nicht viel gemacht. Großes ist aus ihm nicht geworden. Er hielt sich Hunde und später schmutzige Frauenzimmer, jetzt liegt er irgendwo in einem Spital fest, einsam und ohne Interessen. Es wäre möglich und ist ziemlich sicher anzunehmen, daß eine Art glücklicher Vorahnung mich damals abhielt, auf Rendezvous zu gehen. Es wäre mir nicht gut bekommen.

Es braucht aber niemand zu denken der Rosabrief sei der einzige gewesen, den ich erhalten. Nein. Bald darnach kam ein zweiter. Ich saß wiederum allein. Wo meine Eltern waren, weiß ich nicht mehr. Sie hielten mich wahrscheinlich nicht für reif, alt und was weiß ich was genug, um mich mitzunehmen. Ich saß und las in der „frommen Helene". Jetzt hinterher wundere ich mich, daß sie dies Frauenzimmer nicht weggeschlossen haben. Ich las und las und lachte laut ob der Zwillinge, als lautlos und doch hörbar ein Paketchen auf das Gesicht des heiligen Franz fiel. Ich erschrak. Wer schickte mir denn da etwas? Und so zum Fenster herein? Ich fand ein Bild, einen Brief und ein Gedicht. Es war von Heine, aber das wußte ich nicht, es stand Erwin Mender darunter. Einen Erwin Mender kannte ich nicht. Das Bild war nicht übel. Der junge Herr, der darauf zu sehen war, hatte eine runde, schön gedrehte Locke über der Stirne und eine teure und elegante Krawatte unter dem Kinn, dazwischen was man so hat: Augen, Nase und Mund. Von ihnen war nicht viel zu sagen. Das Gedicht aber war wunderschön. Daß jemand so dichten konnte! Und noch dazu ein junger Mensch. Ich wunderte mich. Es hieß: „Saphiere sind die Augen dein — die lieblichen, die süßen. — Oh, dreimal glücklich ist der Mann — den sie mit Liebe grüßen." Jedermann wird begreifen, was das bedeutet, wenn man zum ersten Male angedichtet wird. Mir gefiel es und war mir wichtig. Viel wichtiger, als wenn ich nur einen Brief erhalten hätte. Ich dachte mir, daß die Edelfrauen im Mittelalter solche Verse von den Minnesängern erhielten. Und in den Marlittromanen wurden ganz heißgeliebte Jungfrauen mit Gedichten beschenkt. Endlich las ich auch den Brief. Er war auf ein Papier geschrieben, das mit einer Spitze umsäumt war, und Schwalben flogen darüber hin und her. Auch hatte Erwin Mender rote Tinte genommen. Ich denke, daß das Herzblut bedeuten sollte. Und französisch war er auch. Da hatte der Erwin Mender einen Fehler gemacht. Mir gefiel Französisch nicht besser als Deutsch, auch finde ich nicht, daß es vornehmer sei. Da soll mich Gott davor bewahren. Aber das konnte dieser Erwin unmöglich wissen. Der Brief wimmelte von sehnsüchtigen Fragezeichen, von Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen. Albern. Erwin Mender schrieb von lauter Liebe, und am Ende sagt er: „Si je savais, ce que votre coeur pense en ce moment, combien je me sentirais réstauré dans mon intérieur." Darauf kam nichts als eine ganze Reihe Punkte. Und darauf noch einmal „Si" und wieder nichts.

(Fortsetzung folgt)

schrank und ein winziges Badzimmerchen mit Sitzbadewanne kam zum Vorschein.

„Als unsere gebrechliche Grete immer mehr davon sprach, daß sie sich jetzt dann in den Ruhestand zurückziehen wolle, hatten wir Sorgen, weil man so schwer eine Helferin finden kann."

„Da kam gerade unsere Tochter während ihren Ferien heim. Sie will Fürsorgerin werden und schwärmt für ihren zukünftigen Beruf."

„Eigentlich sollten wir bei uns anfangen, die neuen Ideen zu verwirklichen" sagte sie. „Wir könnten unsere liebe alte Grete pensionieren und ein junges Mädchen an ihrer Stelle nehmen. In diesem Falle müßten wir aber vor allem Gretes altmodisches Zimmer umändern."

„Nachdem sie mit Grete eine gute Weile in ihrem Stübchen oben getuschelt hatte, kam sie herunter, den Kopf voller Pläne."

„Mein Mann machte Einwände, weil das zu viel kostete."

„Ach Papa, tu' mir den Gefallen! Sieh, wenn ich mich während meinen Ferien damit beschäftige, Vorhänge und Ueberwürfe zu nähen, wird sicher mein Bruder gerne in seiner Werkstatt für die Untermatratze des Bettes Füße anfertigen, damit wir einen Diwan damit machen können. Dann braucht nur der Schreiner durch eine Zwischenwand das Zimmer etwas zu verkleinern, und schon ist Raum da für ein kleines Badezimmer. Warum soll ein Mädchen, das den ganzen Morgen putzt, nicht auch baden können, z. B. wenn sie sich vor dem Essen zum Servieren umzieht? Zu jener Zeit ist unser Badzimmer aber immer in Anspruch genommen und so wäre es fein, wenn sie ihr eigenes hätte. Ihr werdet sehen, ein junges Mädchen, das sieht, daß man auch etwas für ihr Wohlergehen tut, bleibt in der Stelle."

„Die Sache leuchtete auch mir ein und so blieb meinem Manne nichts anderes übrig, als den Geldbeutel zu ziehen."

„Er wird es nicht bereuen", sagte Babette.

B. Lee

Zürcher Fürsorgestelle für Alkoholkranke

Zu Ende des letzten Sommers ist diesem gemeinnützigen Werke der zehntausendste Schützling gemeldet worden. Unter den 10 000 Opfern des Alkoholismus, die der Fürsorgestelle während ihrer 33½jährigen Tätigkeit bekannt worden waren, befanden sich 1371 Frauen. Noch stehen von den Gemeinden rund 2100 in Betreuung. Auffallend sind in letzter Zeit die sich mehrende Verbreitung der Aperitif- und Bartrinkerei und die Zunahme an schweren Trunkfuchtsfällen aus gesellschaftlich gutgestellten Kreisen. Weithin verheerende Folgen haben auch die kürzlich neu belebten Fasnachtsfestlichkeiten angerichtet. Aufsehenerregend ist die Feststellung des neuesten Jahresberichtes, wonach jeder zwölfte im Jahrzehnt 1935—1944 in Zürich verstorbene Mann ein Schützling der Fürsorgestelle gewesen war, von den Männern der mittleren Jahrzehnte sogar jeder achte. Demgegenüber ist erfreulich, daß es der Fürsorgestelle gelungen ist, letztes Jahr über 180 Schützlinge wegen Dauerbesserung aus ihrer Aufsicht zu entlassen. Auch die Abteilung Vorsorge kann auf allerhand positive Ergebnisse hinweisen. Dem Bericht, den jedermann bei der Fürsorgestelle an der Obern Zäune 12 unentgeltlich beziehen kann, geht eine kurze Schilderung der heutigen Alkoholnot voran.

In der kürzlich abgehaltenen Mitgliederversammlung wurde die neunjährige Amtstätigkeit des scheidenden Vorsitzenden, Herrn Pfarrer Lic. Viktor Weiß, herzlichst verdankt und zu seinem Nachfolger Herr Bezirksrichter Alfred Traber gewählt.

Die Fürsorgestelle, die in den beiden letzten Jahren einen Rückschlag von zusammen fast 13 400 Fr. erlitten hat und für das neue Jahr mit einem solchen von über 9000 Fr. rechnen muß, veranstaltet vom 24. April bis 25. Mai eine Haussammlung, die der Oeffentlichkeit heute schon wärmstens empfohlen sei.

Kleine Rundschau

Ehrenvolle Berufung!

In Zürich wurde an das neugegründete Rektorat der Frauenbildungsschule der Höheren Töchterschule Frl. Prof. Dr. Hedwig Strehler als Rektorin und Prorektorin Frl. Prof. Dr. Egli gewählt. Wir gratulieren den beiden Lehrkräften der Schule herzlich zu dieser ehrenvollen Berufung!

Vom Freudinnenwerk in Württemberg

erfahren wir: daß Frl. von Gaisberg, die frühere Freundinnenvorsitzende von Württemberg, aufgefordert wurde, wieder ein Bahnhofheim in Stuttgart anzufangen — das alte ist völlig abgebrannt. Da muß auch der Verein wieder erstehen, das heißt vorläufig ein Vorstand, bis ein Amtsgericht existiert, das ihn eintragen kann. Der alte Vorstand (die meisten ausgebombt) ist in alle Winde zerstreut; die frühere Heimleiterin und die Bahnhofagentin wohnen jetzt im Korntal, mehrere Vorstandsmitglieder ebenfalls, andere in der Nähe. Der nun neu konstituierte Vorstand kommt jeden zweiten Mittwoch im Gemeindegasthaus in Korntal zu einer Sitzung zusammen. Bereits arbeitet wieder eine sehr rege Bahnhofmission in Stuttgart, Ulm und einigen kleinern, jetzt gerade noch wichtigen Bahnhöfen.

Aus: Aufgeschaut.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26, **Montag, 29. April,** 17 Uhr: Musikfektion. „Verse über Liebe und anderes". Eine heitere Causerie mit Gedichten, Prosa und Musik, von Häddy Wettstein und Doris Keller. — Eintritt Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In einer „Mütterstunde" spricht Montag, den 29. April, um 13.30 Uhr, Dr. Catherine von Tavel über „Was lernen Kinder im Garten?" Gleichen Tags um 21.20 Uhr, spielt Madeleine Dupré „Französische Klaviermusik". Dienstag, 30. April, um 17.45 Uhr, wird unter dem Motto „Arbeit im Sinne Pestalozzi" eine Reportage aus einem Heim für junge Mädchen geboten und Donnerstag, den 2. Mai, um 13.30 Uhr, werden in der Sendung „Notiers und probiers" die Kapitel: „Kondenswasserstreifen an Ofenkacheln. — Kann man gewaschene Regenmäntel selbst imprägnieren? — Die neue Süßigkeit" behandelt. Freitag, den 3. Mai, um 6.40 Uhr, wird das Tagesprogramm mit einem „Frühturnkurs für Frauen", gegeben von Greti Imer, eingeleitet. Um 17.45 Uhr hält Dr. Clara Stockmeyer in der „Frauenstunde" eine „Maie-Sprüch und Maie-Brüüch"" betitelte Mundartplauderei.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Die schöne Frühlings-Bluse kaufe ich immer bei
MÜLLER Sommerau
ZÜRICH

Ich war
in verschiedenen Geschäften und bei Albrecht-Schläpfer hat man mir das günstigste Angebot für Steppdecken gemacht. Er ist sehr vorteilhaft.
(So lautet eines von vielen Urteilen, die anlässlich einer Konsumentenbefragung über unsere Firma geäussert wurden.)
Braut-Aussteuern
Albrecht Schläpfer
ZÜRICH AM LINTHESCHERPLATZ
Verlangen Sie bitte Offerten und Muster.

MAGGI's BOUILLON-WÜRFEL
Mit Maggi's Bouillonwürfeln kocht sich's leichter!
Im Nu bereiten Sie daraus eine kräftige Bouillon, die Ihre Gemüsesuppen und Gemüsegerichte viel schmackhafter macht. Verwenden Sie Maggi's Bouillonwürfel vor allem zu Kohl- und Lauchgerichten, Bohnen, Rüben, Rotkraut, Saucenkartoffeln usw.
MAGGI's BOUILLONWÜRFEL

Werbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere Inserenten
Der Inserent hilft uns
die Käuferin hilft ihm

Silberpolitur Wernosilb Poli-Argent
Das ideale Silberpflegemittel
Fr. 1.50, 3.50, 6.-
ohne Wust.
In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Wernle & Co. AG. Zürich

Kleinkinder-Bekleidung und Bébé-Ausstattungen
sind in bester Qualität und in geschmackvoller Ausführung die Besonderheit des
Babyhaus Hertha Sonderegger
Münsterhof 17 Zürich 1
Fraumünsterplatz Tel. 23 50 20

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. GERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Empfindlichen, müden, selbst leidenden Füßen ....
durch BALLY Velamo Wohlbefinden und Bequemlichkeit im reizvollen leichten, weichen Modeschuh
Wir beraten Sie individuell über Paßformen und Fußhygiene
Fußdurchleuchtung.
Spezial Schuhhaus
Weibel
Zürich 1
Storchengasse 6

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

Transparente
Regenmäntel
in großer Auswahl
ab Fr. 28.50
Sporthaus UTO
Bahnhofplatz ZÜRICH